

Zur Technik der Satire in den Palingenesien

Tsuneyoshi, Norimi

Faculty of Languages and Cultures, Kyushu University : Professor : German Literature

<https://hdl.handle.net/2324/13209>

出版情報 : かいろす. (46), pp.32-50, 2008-11-25. Kairos-Gesellschaft
バージョン :
権利関係 :

Zur Technik der Satire in den *Palingenesien*

Norimi TSUNEYOSHI

Jean Paul (1763-1825) benutzte im *Hesperus* (1795) bei Datumsangaben den Kalender der Jahre 1792 und 1793, im *Siebenkäs* (1796-1797) den der Jahre 1785 und 1786. In den *Palingenesien* (1798) findet sich in der Vorrede „Offener Brief an Leibgeber anstatt der Vorrede“ die Datumsangabe „23. März 1798“. Obwohl in den *Palingenesien* meist genaue Datumsangaben fehlen, wissen wir aufgrund der Stelle „Denn den 29sten (April) oder vorletzten ging es ganz anders und vollends den letzten oder den Sonntag“ (Bd. 4. Hanser. S. 838), dass die Datumsangaben dieser Erzählung auf dem Kalender des Jahres 1797 basieren.

Am Neujahrstag des Jahres 1797 heiratet Jean Paul seine Frau Hermina. Mitte Februar bricht Siebenkäs von Vaduz nach Wetzlar auf und besucht unterwegs in Hof die Eheleute Jean Paul und Hermina. Diese zeigten sich gegenseitig Briefe, die sie mit vorehelichen Bekanntschaften führten und geraten so in eine unpassende Stimmung. Später stößt auch Natalie die Frau von Siebenkäs zu ihnen. Die gemeinsame Zeit, einschließlich des Geburtstages von Jean Paul am 21. März, verbringt das Ehepaar Jean Paul und Hermina in schlechter Stimmung. Am 16. April, dem Ostersonntag, bricht Jean Paul nach Nürnberg auf, um die Siebenkäs zugeschriebene „Auswahl aus des Teufels Papieren“ zu verbessern, und so die *Palingenesien* der Papiere zu ermöglichen und zugleich die schlechte Stimmung des Ehepaars zu heben. Zur Reisevorbereitung nimmt er am Karfreitag dem 14. April einen Diener namens Stuß aus Nürnberg in seinen Dienst. Von einem Emigranten, dem Grafen Mr. Sebaud de Baraillon, wird er gebeten, in Nürnberg der Tochter des Grafen dessen Reisepass und einen Fächer mit einem Miniaturporträt zu übergeben. Am 16. April begegnet Jean Paul auf der Durchreise durch Berneck einigen Bettlern und kommt schließlich in Bayreuth an, wo er sich

einige poetische Episteln aus Blech an den Bäumen ansieht. Am 17. April übergibt ihm Stuß auf einem Hügel einen Brief seiner Frau Hermina, die ihm innig ihren Traum schildert. Nachdem er deren Brief beantwortet hat, kommt er am 18. April über Bamberg und Baiersdorf in Erlangen an. Dort versucht er, in einem Gasthof mit schöner Aussicht unterzukommen, wird aber wegen seiner unschicklichen Reisekleidung abgelehnt. Daraufhin genießt er nur das teure Abendessen und macht sich danach wieder auf den Weg. Er wandert die Nacht hindurch und kommt am 19. April in Nürnberg an. Auf der Wanderung erinnert er sich an die schöne Nacht seiner Verlobung. Während seiner Reisezeit vom 16. bis zum 19. April feilt er auch an seinen Satiren. Hier enden die Geschehnisse des ersten Bandes.

In Nürnberg gibt er sich als Comte Sebaud de Baraillon aus, denn er weist sich dem Unteroffizier des Tores gegenüber mit dem fremden Pass aus, da er seinen eigenen zu Hause vergessen hat. Vergebens versucht er, die Tochter des Grafen beim Metzger zu finden. Am 29. April hört er jedoch beim Zug der „Dreierleiche“, wie jemand hinter ihm die Worte „La Comtesse Georgette“ spricht. Am nächsten Tag wird ihm klar, dass Georgette nicht bei einem Metzger, sondern bei einem Drechsler namens Metzger wohnt. Es gelingt ihm Georgette ausfindig zu machen und einen Patrizier, der sich ihr nähern will, von ihr fernzuhalten. Wie sich herausstellt ist der Drechsler ein Nachfahre der Meistersinger. Der 1. Mai ist Herminas Geburtstag, aber sie hat noch nicht auf Jean Pauls Brief geantwortet. Am 10. Mai wird Jean Paul vom Reichsschultheiß vorgeladen. Dort offenbart er seine wahre Identität, woraufhin angekündigt wird, dass Jean Paul bald erscheinen werde. Es erscheint dann aber niemand anderes als Siebenkäs, und der Reichsschultheiß entpuppt sich als der Schulrat Stiefel aus dem *Siebenkäs*. Beide Männer haben diesen Spaß geplant. In der Nacht des 10. Mais treffen sich die auch nach Nürnberg gereisten Natalie und Hermina mit Freunden im Irrhain, und Jean Paul und Hermina versöhnen sich (die *Palingenesien* des Ehepaars). An diesem 10. Mai, an dem sich Jean Paul und Hermina einst verlobten, herrscht Vollmond. Auch in diesem zweiten Band verwendet Jean Paul verschiedene Satire-Techniken, die er stets verbessert.

Jean Paul benutzt reale Datumsangaben, da die Unmittelbarkeit nur durch

die Mittelbarkeit dargestellt werden kann und da die dargestellte Unmittelbarkeit nicht anders als Mittelbarkeit sein kann. Dieses Problem von Original und Kopie ähnelt dem Problem des Ich und der Kopie des Ich. Bei Jean Paul bedeutet Wirklichkeit zugleich auch immer Fiktion. Die Wirklichkeit wird dargestellt, da sie an sich unerreichbar ist. Was die Zeit angeht, so spürt man in besonderem Maße das Gefühl der Vergeblichkeit, da der Zeitlauf nicht zu stoppen ist. Das Jetzt des „Jetzt“ ist unbestimmbar.

Im Folgenden soll der Kalender der Monate März, April und Mai aus dem Jahre 1797 untersucht werden. Nach Informationen aus dem Internet war an folgenden Tagen bzw. Nächten Vollmond: 11. Februar, 12. März, 11. April und 10. Mai. Berend (vgl. Bd.1.7., S.344) schreibt in einer Anmerkung: „Der Mond wurde am 10. Mai 1797 abends 10 Uhr 30 voll“, und an anderer Stelle (vgl. Bd.1.7., S.246.): „Der Mond trat in der Nacht vom 18. zum 19. April 1797 ins letzte Viertel, ging aber erst 2 Uhr 21 Min. morgens auf.“

1797

März

So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

April

So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
						1
2	2	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30						

Mai

So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

Jean Paul hatte zwar mit der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ (1789) einen kleinen literarischen Erfolg, einen größeren Erfolg konnte er aber erst mit der „Unsichtbaren Loge“ (1793) erzielen, als er nicht mehr nur satirische Bemerkungen verfasste, sondern seinen Werken eine Geschichte hinzufügte, die von einer sentimentalischen Versöhnung der Seele erzählt. Auch die „Palingenesien“ wurden von der Leserschaft positiv aufgenommen, denn auch diese Geschichte besteht nicht nur aus satirischen Bemerkungen, sondern erzählt auch vom Missverständnis und von der Versöhnung des Ehepaars, von der Gefahr für die Jungfräulichkeit des Mädchens, von den Mühen und Freuden der Reise sowie von der Verwechslung der Namen. Diese Techniken sind uns aus Jean Pauls Werken, die sowohl aus Satiren als auch aus Erzählungen bestehen, wohlbekannt und vertraut. Außerdem beinhaltet das Werk auch eine Selbstreflexion des Werkes, und erzählt auch die Zeit des Erzählens. Jean Paul schreibt sein Werk nicht aus der Wirklichkeit, sondern vielmehr aus der Welt des Werks, d.h., aus der Welt der Bücher. In diesem Zusammenhang ist die folgende Stelle sehr aufschlussreich: „Und wie leicht war mit einer kleinen Reise zugleich die zweite Auflage zu machen! Denn neue Werke kommen in Wirtshäusern und auf Straßendämmen aus gänzlichem Mangel aller Bücherschränke, dieser treibenden Glaswände, nicht fort, aber neue Editionen der alten geraten wie Flugsand und Steinflechten auf jedem Boden“ (Bd. 4. Hanser. S. 742).

Warum war Jean Paul erfolglos, so lange er nur Satiren schilderte? Lag der Grund etwa darin, dass dann sein Werk eintönig blieb? Hinsichtlich der Satiren schreibt Ursula Naumann: „Als »Frauenzimmer« mag Charlotte den

»satirischen« Jean Paul nicht sonderlich (und darf ihn auch nicht mögen, weil sich Satire dem unweiblichen Geist der Verneinung verdankt)“ (Charlotte von Kalb, 1985 Metzler. S.195). Um literarischen Erfolg zu haben, musste Jean Paul eine Welt der sentimentalen Versöhnung der Seele beschreiben, wie sie die damalige Leserschaft wünschte. Aber diese Welt der Seele ist verletzbar. Um die Welt der Bejahung zu retten, musste Jean Paul zuvor die verletzbare Welt verletzen, d.h., er musste die Welt der Satire darstellen, um auf diese Weise die verletzbare Welt unverletzbar zu machen. Zur Erklärung dieser Manier soll auf die folgende Anmerkung von Jean Paul am Ende eines Gedichtes zu den Meistersingern in Nürnberg hingewiesen werden.

„Tobias Martin dieser hieß, (nämlich der gestorbne Merker)
Welcher ein Bosamentirer gewesen,
Dann er auch wohl verstund diß,
Doch konnte er vor den Tod nit genesen,
Als man neun und zwanzig Jahr schriebe klar,
Da wurd' er geboren auch,
In diese Welt, wie uns solches bekentlich:
Er wurde auch nach rechten Brauch
Von Kindheit auff zu der Schul zogen endlich,
Darin so lernet er fleißig fürwar.
Als er nun drei und zwanzig Jahr wurd alt,
Da begab er sich in den Ehestand bald,
Zeigt darinnen ailf Kinderlein
Mit zweien Weibern, davon ihr noch zwei leben,
Ein Sohn und eine Tochter fein,
Thät sich auch in die dritte Eh begeben,
Lebet friedlich mit sein Ehgatten zwar. -

Wo ist hier Schwulst oder nordischer Bilderschwall? Wo spricht der Dichter selber? Mit reiner Griechheit und mit völliger besonnener Herrschaft über sein Feuer stellt er bloß das Objektive dar. Einige veraltete Worte abgerechnet, die wir in jeder Messe zu den allerneuesten machen können,

wäre das Stück in einen Musenkalender tauglich, besonders da seine kühnen Versetzungen mit den jetzigen noch kühnern leicht zu decken sind, z. B. mit der Trennung des Genitivs vom regierenden Wort“ (S. 850f.).

Aus diesen Worten kann Jean Pauls Manier verstanden werden. Die Welt des obigen Gedichtes ist das genaue Gegenteil der Welt der Geschichten Jean Pauls. Das Gedicht als solches ist ebenso mittelmäßig wie die Geschichten Jean Pauls. Aber durch die Kombination des Gedichtes mit Jean Pauls satirischer Anmerkung, erhält es eine besondere Komik und literarische Qualität. Auch die Geschichten Jean Pauls, die voll von „Schwulst oder nordischem Bilderschwall“ sind, erhalten durch die Kombination mit satirischen Bemerkungen eine besondere Komik und literarische Qualität. Die Satire spielt bei Jean Paul nicht nur die Rolle der Verneinung, sondern auch die Rolle der Palingenesie des mittelmäßigen Ehelebens.

„Die Palingenesien“ werden als eine Auferstehung im allgemeinen Sinne, d.h., als eine Verbesserung der satirischen Bemerkungen der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ gesehen, und nicht, als eine Auferstehung des Ehelebens (vgl. Berends Einleitung). In diesem Zusammenhang ist auch auf die folgende von Jean Paul ohne besondere Absicht in einer sentimentalischen Nacht verfasste Stelle von Interesse: „Die Nacht lag in Gestalt der Ewigkeitsschlange zusammengeringt im finstern Hain zwischen den Bäumen“ (S. 887). Die Schlange steht mit Sicherheit für die Palingenesien des ewigen Ehelebens. Die japanische Forscherin Hiroko Yoshino (*Die Schlange*. 1999) meint zwar: „Die Schlange bedeutet das Geschlecht als solches.“ Aber die Hanser-Ausgabe betont unter Verweis auf Herder: „Er (der Ring) ist bei allen morgenländischen Nationen das Bild der Zeit oder Ewigkeit, zu deren Symbol man nichts als den Zirkel, Ring, Reif oder eine in sich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte.“

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass Jean Paul nicht nur Satire und Empfindung miteinander vermischt, sondern dass er auch häufig satirische Bemerkungen in empfindsame Geschichten eingestreut. Z.B. lässt sich hinsichtlich der räumlichen Grenzen keine genaue Grenzlinie bestimmen, gerade wie hinsichtlich der zeitlichen Grenzen das Jetzt des Jetztes nicht bestimmbar ist. So betont Jean Paul (S. 828): „Ich halte einen Grenzreiß für

völlig unmöglich. Denn man ziehe immer eine Demarkationsfurche, z. B. mit den Rädern einer Kanone, ja mit einem Bajonett: so werd' ich und jeder Brandenburger, der mathematisch scharf denkt, anfragen - da die Furche stets eine Breite haben muß -: wie weit erstreckst sich in dieser Breite das eine Territorium und wie weit das andere? Ja, wären beide schon so scharf abgeteilt, daß ein Floh das dritte Paar Füße (die Springfüße) im brandenburgischen Gebiete und das erste im Nürnberger hätte: so würde der Streit über das Territorium des zweiten erst recht angehen. Kurz, so lange nicht eine Linie ohne Breite zu ziehen ist - woran man die echt-geometrische erkennt -, so kann kein Landesherr, der nach geometrischer Schärfe verfährt, je mit Grenzberichtigungen zufrieden sein.“

Kommen wir noch einmal auf den Umstand zurück, dass La Comtesse Gerorgette nicht bei einem Metzger, sondern bei einem Drechsler namens Metzger wohnt. Jean Paul bedient sich häufig dieser Technik der Verwirrung der Namen, da er meint (S.844): „Ich war gleichsam ahnend von jeher allen Geschlechtsnamen, die etwas bedeuten, feind, z. B. Hofmann, Edelmann, Zimmermann, Seiler, Richter: wie schön hingegen ist einer von gar keiner Bedeutung, z. B. Goethe, Herder, Leibniz, Jakobi, Kant!“ Zum gleichen Problem betont Jean Paul in der *Selberlebensbeschreibung* (Bd.6.S.1040): „Um so weniger hoffe keiner von uns, meine Verehrtesten, irgendeinen Mann, der einen Eigen- und Gemeinnamen zugleich führt, wie z. B. Ochs und Rapinat (beide sonst in der Schweiz) - Wolf - Schlegel - Richter, einen solchen doppelnamigen Mann mit irgendeinem noch so glänzenden Wortnamenspiel zu überraschen.“

Im Folgenden möchte ich die verbesserten Satiren inklusive der Vorreden besprechen und mit dem „Offnen Brief an Leibgeber anstatt der Vorrede“ beginnen. Die Figur Leibgeber tritt im „Siebenkäs“ als Satiriker auf und hat einen viel bissigeren Charakter als die Figur Siebenkäs selbst, mit dem er als Freund den Namen getauscht hat. Jean Paul, der seine Charaktere oft in verschiedenen Werken auftreten lässt, meint in dieser Vorrede (S. 723): „Ich habe, ... so unter seinen satirischen Fugen von argumentis fistulatoriis ganz Szenen von lyrischen Drama meines Lebens deklamiert“, und er fährt

fort (S. 724): „Nirgends erquickten mich ernste Stellen mehr als unter komischen.“ Mit diesen Worten erläutert Jean Paul seine Manier. Seine Erläuterung ähnelt seiner obigen Bemerkung zum Gedicht der Meistersänger.

In der Vorrede sind auch die folgenden Ausführungen Jean Pauls zum Gemälde der Freiheit von besonderem Interesse (S. 729f.): „»Wenigstens tut der allgemeine europäische frohe Anteil an jedem Bilde der Freiheit ihr Dasein im Busen, wenn auch nicht im Lande dar: ist nur einmal das, so brütet sich der Adler schon mit seiner heißen Brust durch den hohen Schnee auf den festen Boden hinab.« Ich leugne nicht dieses, sondern jenes. Die von irgendeiner typographischen und chalkographischen Gesellschaft verkauften Gemälde vom häuslichen, Idyllen- und Landlebenglück entzücken nicht den Landmann oder Bürger, der es hat, sondern den Hofmann, der es entbehrt und ders auf jenen genießet; und wohl einen Fürsten, aber nicht seine Schnitter können Gesänge von frohen Schnittern laben. Ebenso würden die Altarblätter des Freiheitsaltars einen freien Kanadier oder alten Deutschen wenig rühren, weil der Schritt vom wirklichen Besitz zur poetischen Anschauung noch genialischer ist als der von dieser zu jenem, und unsere poetischen Kinder werden, wie die physischen, gerade der Sache ähnlich, wornach man sich in den neun Monaten *vergeblich* sehnte. Indes wenn der *Traum*, daß man *trinke*, wenigstens beweiset, daß man wirklich *dürste*: so kommt der Mensch auf dem dichterischen Umwege durch die bestechenden Gemälde einer verschmähten Wirklichkeit wieder zu ihr zurück, und auf ewig und reiner, und sie geben dann der Natur, der Freiheit, dem häuslichen Glück, der Wirklichkeit einen treuern Freund zurück, als sie ihnen entführet haben.“

Dies sind komplizierte Sätze. Wer sich nach Freiheit sehnt, hat keine Freiheit und wer sie hat, sehnt sich nicht danach. Ersetzt man Freiheit durch häusliches Glück, so kann man sagen: Wer sich nach häuslichem Glück sehnt, hat es nicht. Und wer häusliches Glück hat, sehnt sich nicht danach. Hinter dem mittelmäßigen Eheleben gibt es nämlich eine „verschmähte Wirklichkeit“. Mit dieser Bemerkung macht das Werk die Gründe der Beschreibung der Idylle deutlich.

In der „Alten Vorrede von Siebenkäs selber“ wird merkwürdigerweise

behauptet, die satirischen Meisterwerke der Welt seien bereits vor der Geburt Siebenkäs' (Jean Pauls) in einer anderen Welt von ihm selbst geschrieben und dann vom Verfasser in dieser Welt als Plagiat veröffentlicht worden. Auch Herder sei ein Plagiator. Dieser Blickpunkt aus der anderen Welt verkehrt die normale Denkweise der hiesigen Welt (S. 733): „Schwer ists mit einem solchen supralunaren Scharfsinn zu paaren, daß ich droben mich dermaßen vergaß, daß ich in einigen von meinen Manuskripten andere Leute blättern und studieren ließ. So viel ist wenigstens ausgemacht, Swift und Sterne und Butler hatten weiter keinen Schaden davon, daß ich ihnen solche Werke wie das Märchen von der Tonne und Tristrams Leben und Hudibras - welche ich für die drei besten Satiren und unerbittlichen Parzen gegen Toren halte, die ich je gemacht - nicht nur vorlas, sondern auch wochenlang vorstreckte im Manuskript. Die Folgen weiß jeder.“

Zum gleichen Thema bemerkt Jean Paul an anderer Stelle (S. 734): „Es ist ein trauriges Los, daß gerade meine Ideen zur Geschichte der Menschheit und meine zerstreuten Blätter von meinem Plagiarius Herder für seine Werke und für Autochthonen von Weimar ausgerufen werden, so daß solche Erzeugnisse eines schönern Klimas - bei allem ihren höhern Erd- oder vielmehr Himmelsgeschmack, ungeachtet ihrer Sonnensysteme und Sternschichten strahlender Ideen und ungeachtet eines zugleich Blüte und Früchte tragenden Stils - nun in allen deutschen Kreisen als Werke kursieren, die auf dem Planeten geschrieben worden. Freilich wenn Cicero sagt, er glaube, wenn er seinen Kato vom Alter lese, den Kato selber zu lesen, so glaub' ich oft, wenn ich meine Herderschen opuscula lese, ihn selber zu hören, da ich ihn kenne; aber es tut doch nicht gut.“ Diese Worte erinnern an den Vergleich des naiven Gedichtes des Meistersängers mit der griechischen Klassik, wodurch die banale Geschichte des Werks literarische Qualität erhält.

Im Folgenden werde ich einige Satiren Jean Pauls der Reihe nach kommentieren.

1) *Mein Protokoll und Nachtblatt der Schläfer.*

Diese Satire beschreibt die Worte der Schläfer. Die Zensur kann sich nicht in die Welt der Schläfer einmischen. Sie bestehen aus allen Ständen wie Kronprinzen, Dienern, Juden oder Bettlern. Gegen die Zensur bemerkt Jean Paul (S. 755): „Vorher merk’ ich zwei Dinge an. Erstlich die Todsünden, die Simonien, Meineide und Blutschulden, die ich im Beichtstuhl der Gasse erfuhr, verleib’ ich meinem Nachtblatt - so sehr sie es zieren möchten - ein für allemal nicht ein“, und fährt fort (S. 756): „Zweitens freu’ ich mich, daß ich hier Gelegenheit habe, die deutsche Nation auf die Zensur- und Sprechfreiheit aufmerksam zu machen, die sie allgemein genießet, wenn sie im Bette ist und im Schlafe spricht.“ Im Kometen schrieb Jean Paul die Satire „wichtige Nachrichten vom neuen Traumgeber-Orden“. Die Hypothese des Traumgeber-Ordens ist noch erstaunlicher als die Worte der Schläfer. Da diese aus fast allen Ständen kommen, wird eine größere Welt außerhalb der kleinen häuslichen Geschichte dargestellt.

2) *Mens sana in corpore insano*

Wie bereits in anderen Satiren auch weist Jean Paul auch in dieser Satire darauf hin, dass es damals in Deutschland an der Tat gemangelt habe. Das ist insofern interessant, als dieser Hinweis lange vor Marx gemacht wurde. Dass sich die große Tat mit Sicherheit aber zum Feind der sentimentalen Liebe verändern würde, erwähnt Jean Paul jedoch nicht (S. 765): „Eben alsdann werden in den niedrigsten *Wechselbälgen* unsers Handelns niemals edle *Ahnenbilder* glänzender Entschlüsse fehlen, weil gerade die körperliche Gebrechlichkeit uns an Vorsätzen erstattet, was sie uns an *Taten* benimmt. Genie und Krankheit sind so sehr Milchbrüder, daß in unsern Tagen Männer von Talent sich häufig den giftigsten Ausschweifungen unterziehen, bloß weil sie ihrer satirischen Schärfe mit ihrer skorbutischen, und mit den Nervenfiebern den Nervengeistern nachzuhelfen denken: so impfte Linné auf dieselbe Art den Perlenmuscheln - die desto mehr Perlen ballen und liefern, je kränker sie sind - künstliche fruchtbringende Krankheiten ein“.

3) *Rekommendationsschreiben für Lottos*

Jean Paul kommentiert in dieser Satire gegenüber dem Diener Stuß ironisch den durch die Lotterie angerichteten Schaden (S. 771): „Im Lotto werden nun der ärmern Klasse des Volks - da der Staat unmöglich jedem solche teure und große Hoffnungen wie Personen von Geburt und Verdienst anbieten kann - mancherlei und selber die ansehnlichsten Hoffnungen (Hoffnungen von 5 fl. bis zu Hoffnungen von 100 000 fl.) für wenige Groschen zugestanden.“ Da der Diener die Ironie aber nicht versteht, meint Jean Paul (S. 773): „Aber nun übersetzt' ich erst meine Sprache in seine.“ Während Jean Paul in seinen sentimental Liebesgeschichten Geldfragen überhaupt nicht thematisiert, analysiert er in den Satiren die Welt der Ökonomie.

4) *Statuten der historischen Sozietäten in Baireuth, Hof, Erlangen und andern Städten.*

Während im *Hesperus* (vgl. Bd.1, S. 495 u. S. 653) die Satiren die Wirklichkeit treu imitieren oder nachahmen, heißt es in dieser Satire, dass durch die treue Imitation des Alltagslebens Historie geschrieben werde. Auch in den „Confessions eines Wochenkinds“ wird die Historie zum Gegenteil der oben erwähnten großen Tat. Hinsichtlich der sentimental Liebe verneint diese Satire die kleine Welt der Liebe, indem sie diese Welt bejaht. Jean Paul führt dies folgendermaßen aus (S. 778): „Die Akademisten derselben halten ihre Sessionen, wie es trifft. Keiner hat etwas aufgeschrieben, sondern sagt seine Ausarbeitung auswendig her. Ein Geschichtsforscher dieser Art und noch mehr seine Frau, die Geschichtsforscherin, sieht nichts für unbedeutend an und schildert nicht, wie Rousseau der Historie vorwirft, Könige und Kriege, sondern den Menschen im Schlafrock. Sie liefern zwar die Walchische Kirchen- und Ketzergeschichte dasiger Geistlichkeit, Fischers Geschichte des Höfer, Baireuther etc. Handels oder die Statistik eines einzelnen Hauses, seiner Tafelgüter, seiner Nationalschulden, seiner Regierungsform, aber sie denken darum nicht von dem Martyrologium hohler Zähne, von den Confessions eines Wochenkinds oder von den Personalien einer Schoßkatze geringe.“

Die pedantische Kommentierung des Alltagslebens erscheint komisch (S.

779): „Die Hauptforderung, die Dionys von Halikarnaß an Historiker macht, als solche keine Religion, keine Freundschaft und kein Vaterland zu haben, befriedigen viele. Anlangend ihre Wahrhaftigkeit, so ist sie vielleicht nicht klein, wenn die Erfahrung wahr ist, daß jeder dem andern widerspricht; denn wenn Chrysostomus schon aus der so wenig bedeutenden Disharmonie der Evangelisten auf ihre Glaubwürdigkeit zu schließen riet, weil sie den Verdacht der Verabredung abwendet, so lass' ich jeden selber ermessen, wie groß erst die Glaubwürdigkeit von Historikern sein mag, deren Disharmonie zehnmal größer ist und also der Argwohn der Verabredung zehnmal geringer.“ Indessen behauptet gerade Arno Schmidt (*Lesungen, Interviews, Umfragen*. Bargfelder Ausgabe, Supplemente Band 2. Bargfeld 2006. S. 12) das Gleiche wie Halikarnaß: „Ich kann den einfachsten Tatbestand, eine Binsenwahrheit, schockierend formulieren, indem ich zum Beispiel sage, ein guter Schriftsteller darf weder haben Freund noch Vaterland noch Religion.“ Für mich aber klingt Jean Pauls Zitat noch ironischer.

5) *Die Sponsalien im Muff.*

Diese Satire erzählt von einer Tändelei im Muff mit der Metapher des Kriegs. Sie steht mit der sentimentalen Liebe in Kontrast, da die Sexualität nicht thematisiert wird (S. 783f.): „Es war in den Achtziger Jahren, daß ich an einem kalten Thomasabend mit Betta und deren rückwärts sitzendem Vater von Eremitage nach Hause fuhr. Ich hatte den linken Handschuh verloren, den man erst den andern Tag in der linken Tasche wiederfand, und der Dezember setzte der linken Hand, meinem einzigen Bassisten fürs Klavier, so heftig zu, daß ich Vater und Kind um ein Lager in der Dachsröhre des Muffes ansprach. (...) Ganz an der Schwelle des Muffs wie in einem Schmollwinkel hielt sich die feindliche Landung auf. Ich kroch auf den Fingern - den Streitflügel zwischen dem Daum und Zeigefinger - durch den ganzen Wärmkorb und beunruhigte nun mit meinem Wedel Betten ernsthafter. Außen aber, nämlich mit den Gesichtern saßen wir beide ruhig vor dem Vater, und ich erteilte ihm unbefangenen zuverlässigere Nachrichten vom russischen Kriegsfeuer in Taurien während des meinigen im Muff. Die Umstände hatten sich so geändert, daß ich nun mit meiner Feldschlange fast alle Finger Bettens

bestrich. In der Angst - von meinen Fingern umzingelt - und überhaupt im Gestrippe und Dickicht der Haare - und unter dem Kometenschweif am Himmel - tut Betta einen der kühnsten Ausfälle und fängt den Wedel.“ Danach wird von einem Baireuther billet doux aus Blech erzählt. Der Kontrast zwischen der Tändelei im Muff und dem Inhalt des Billet doux wirkt komisch. In einem Brief an Hermina zitiert Jean Paul diesen Billet doux (S. 888):

Die Au verblüht -
Das Herz verglüht -
Der Mensch entflieht -
Ach, Gute, liebe mich!

J. P. (S. 787)

6) *Ob nicht dem Mangel an Selbstrezensionen der Ablauf der empfindsamen Kraftdekade schuld zu geben?*

Diese Satire entsteht anlässlich des Billet doux aus Blech. In Deutschland loben die Buchhändler ihre Bücher öffentlich, und die Leser akzeptieren dieses Selbstlob. Es fehlt jedoch - wie Jean Paul bemerkt - an wahrer Kritik (S. 789): „So große Köpfe und noch dazu eine solche Menge derselben wies außer Utopien noch kein Land auf als Deutschland von anno 1770 bis 1780“, und er fährt fort (S. 794f.): „...aber das lasse man mich frei erklären, daß wir Skribenten es nicht verdienen, eine ebenso gute, wenn nicht bessere und größere Klatschmaschine - die uns nicht *einen* Groschen Macherlohn kostet - an unserem Publikum selber zu besitzen, dessen tausend laute Hände wir schon durch eine einzige *Feder* spielen und wie eine Bandmühle durch einen bloßen Knaben bewegen und beherrschen lassen können. Mit drei Worten und damit aus: bloß weil wir zu träge waren, uns ein Lob zu erteilen, bekamen wir keines und glichen sonach den großen Römern im Fehlen und Büßen, die ebenfalls (nach Sallusts Bemerkung) weniger der Mangel an großen Taten als der an großen Lobrednern derselben unter die Griechen herunterzustellen geschienen.“ Zum Schluss lässt sich sagen, dass auch diesmal aufgrund des

Mangels an großen Taten ein Komplex festzustellen ist.

7) *Warum der Kantianer andere leichter bekehren und verstehen kann als sich*

Auch hier wird der Komplex aufgrund des Mangels an Taten thematisiert (S. 813f.): „Sie suchen andern (wie sich) nichts zu verschaffen als das einzige und höchste Gut (Moralität) und tun es durch die einzig-möglichen Mittel, durch Diskurse und Manuskripte. Und so erreichen sie leicht den höchsten Gipfel der Moralität, indem sie *gute Werke* nicht sowohl *tun* als *schreiben* und indem sie z. B. ihre Freigebigkeit nicht in einer elenden materiellen Gabe, sondern in einer Ermunterung zur Freigebigkeit bestehen lassen: der Ermunterte ermuntert fort, und so immer jeder den andern, und kein Heller wird dabei ausgegeben. - Und das ists, wozu es schon längst viele Geistlichen treiben, daher die Kantianer selber die Christen für ihre Vorläufer erkennen.“

Frachtbrief vom Juden Mendel.

Hier behauptet der Autor, er habe bisher nur erfolglose Satiren geschrieben und suche deshalb einen bestochenen Rezensenten. Reflektiert man aber, was er hier gerade nicht schreibt, so fragt man sich, ob er letztendlich nur um des Buches und des Geldes willen von der Liebe schreibe. Bei der Lektüre der Vorrede des zweiten Bandes entstehen Zweifel, ob der Autor das Buch und das Geld nicht mehr liebt als die Liebe selber. Die Reflexionen über das Buch und das Geld entblößt den wahren Hintergrund des Werkes (S. 825): „Gottlos ists vom Teufel, daß er sich, wie ich vom Gesetzesleser höre, im ganzen Buch nichts merken lässet, daß ers geschrieben: er gedenkt mich um mein Geld und um den Schlafrock zu prellen, weil dann Bücherlustige, hofft er, aus dem Buch nicht viel machen würden, wenn er ungewiß gelassen, ob er der Verfasser ist. Welcher Menschenseele kann es aber überhaupt etwas verschlagen, wenn sie sichs kauft? - Mein Kontrakt zwischen mir und dem Herrn Verleger ist aber der, daß wir die Druckkosten zusammenschießen und abziehen von verkauften Exemplaren, worauf der Überschuß des Profits in meine Kasse fallen soll, und der Überschuß der

Exemplare oder die Makulatur in seine. Da nun, wie ich höre, die Herren Redakteurs die Bücher ordentlich und quartaliter loben: so sprech' ich alle in großen Städten unbekannterweise um beste Empfehlung an, besonders da es ein Werk ist, wodurch ein blutarmer Jude wieder zu seinem Schlafrock und Gelde kommen will.“

8) *Brief des Herrn Hans von Hansmann über seine 365 Gevattern*

Viele Paten werden zwar nur wegen der Aussicht auf Patengeschenke gesucht, aber dieses Problem wird hier mit Absicht nicht thematisiert. Hansmann betont die Arbeitstelle des Skribenten und seinen Religionseifer (S. 834f.): „Man muß sich merken, daß jeder Taufzeuge es sonst bezeugen sollte, daß einer ein Christ geworden. (...) Ich tue es zwar nicht bloß des Christentums wegen, sondern ich wähle die dreihundertfünfundsechzig Taufzeugen zugleich so, daß allemal ihre Namen im Kalender stehen, damit das Kind in seinen alten Tagen ein ganzes Jahr von Namenstagen feiern kann - aber Religion ist doch die Hauptsache.“ Jean Paul äußert sich oft zum Thema Patengeschenk (Bd.6, S. 1030f.): „Die selige Regina konnte also wohl eine kostspielige Gevatterschaft aushalten.“ Von Interesse ist auch das folgende Zitat (Bd.6, S. 92): „Erstlich hegte er einen wahren Abscheu vor allen Gevatterschaft überhaupt, nicht bloß der Ausgaben halber.“ Jean Paul stellt die gemeine Welt gegen die andachtsvolle sentimentale Welt seiner Geschichte.

9) *Syrisches Schreiben über den Wanderungstrieb der Edelleute*

Diese Satire behandelt auch das Thema Sexualität, das in den sentimentalischen Geschichten nicht thematisiert wird. Die Fiktion, dass ein Mönch einer Nonne einen satirischen Brief schreibt, ist komisch. „Du mußt es noch von gestern wissen, daß die Zugvögel in warmen Ländern nicht brüten, erstlich weil wirs hier in Syrien sehen müßten, zweitens weil sie sonst in Europa mit abgemausten und abgenutzten Federn und mit Jungen zurückkämen, welches doch nicht ist. - Aber die Zug-Junker und Zug-Kapitalisten brüten in den fremden Ländern stets; sie bringen zwar keine Jungen nach Hause, aber an der Mause ihrer Haut ists zu sehen. Daher sind die wiederkehrenden Lerchen fett, Strich-Menschen aber fallen bei ihrem

Wiederstrich so mager aus wie die verdorrte Hand, die der Mann im vorigen Evangelio am Arme hatte“ (S. 859).

10) *Habermanns logischer und geographischer Kursus durch Europa, von ihm selber ganz summarisch dem Erbprinzen der Milchstraße vorgegetragen*

Der Verfasser ist auf dem Sirius, und „dieser Habermann ist mein geliebter Leibgeber“ (vgl. S. 805 Anmerkung). Habermann unterrichtet einen Kronprinzen in Geographie, indem er ihm nach Reihenfolge des ABC geographische Orte wie Aachen, Bern, Köln u.a. erläutert. „Aber wir hatten ein neues Hofmannisches Sonnenmikroskop, in welches ich den Erdball mit der europäischen Façade bloß auf den Objektenträger zu stellen brauchte, und worunter dann meinem Scholaren alle Städte meiner Reiseroute mit dem Zahnstocher, den ich leicht darauf herumführte, gut zu zeigen waren“ (S. 870). Die damalige Bedeutung der einzelnen Städte wird deutlich. München wird z.B. wie folgt dargestellt (S. 873): „*München*. - Es ist mir nichts aus der Stadt erinnerlich als der usus epanorthoticus eines Pater Provinzial, der damit einen sterbenden Bettelmönch dem Teufel aus den Krallen ziehen wollte. Der Pater Provinzial hatte nämlich mit Vergnügen nach einer alten Sitte einen Schweinskopf am Mönche als Bußwecker gebraucht; aber es war keiner zu kriegen, und bis man ein Schwein tot machte, war der Mönch selber tot gemacht. Der Pater Provinzial wußte am Ende nichts zu tun, als sich auf seinen Kopf zu verlassen - der ebenso feist und fettäugig war als der begehrte - und auf die Augen des Bettelmönchs, die schon nichts mehr unterschieden; keck faßte er seinen eignen Kopf mit beiden Händen an und begann so: ›Fatales Sündenkind! siehst du den Saukopf, den ich in Händen habe? - So warst du selber: wie dieses Vieh hast du dich gewälzt und überfressen und gemästet und dabei doch sehr gegrunzt. Bekehre dich, so hurtig du kannst; du hast ja schon keine Vernunft mehr, und bedenke, daß diese Sau einmal wider dich zeugt! Amen!.<“

Jean Paul denkt oft wehmütig an weltliche Tätigkeiten und verwendet dabei den traditionellen Ton des Satirikers (S. 877): „Ich nahm nun den Erdball aus dem Vergrößerungsglase heraus und überschauete - so weit es zu

machen war, da das Mondsviertel schon unter der Erde stand - das dunkle Narrenschiff, die finstern, wie Gassen aneinander gebaueten Städte und das infusorische Chaos der Geisterwelt, die Menschheit. Ich sah die unzähligen Galgen und Galeeren und die nächtlichen Patrouillen der Diebe, die umfallenden Säufer und die einsteigenden Jungfernräuber; und vor mir waren die Arlequiniana der Erde aufgeblättert. Die Hühnerfaute, die Mautbedienten, die Hofstäbe, wenige Rezensenten, die Exjesuitengenerale, die Hofbeichtväter, die Libertins und Roués standen, wiewohl sie lagen und schnarchten, munter vor mir.“ Diese Satire verneint eigentlich die weltliche Tätigkeit. Vereint man die Satire aber mit der kleinen Welt der Liebe, die der Verfasser bejaht, so entsteht eine Welt des Humors, der zwar aus der Ferne die Tätigkeit auf der Erde verneint, aber dennoch nicht die Liebe gegen das Diesseits vergisst. Das entspricht Jean Pauls berühmter Definition des Humors (Bd.5, S.129): „Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt.“ Die Verbindung von Satire und sentimentaler Geschichte bringt die Welt des Humors mit sich. Man sollte keinesfalls bittere Darstellungen für Satire und wärmere für Humor halten. Eine solche Einordnung ist zwar möglich, möchte man aber Jean Paul im Ganzen begreifen, so sollte man sich vergegenwärtigen, dass sein Humor aus der Verbindung von Satire und Sentimentalität besteht.

In dieser Satire verkörpert der Satiriker Liscow den Verfasser. Liscows Palingenesie wird wie folgt dargestellt (S. 882): „Um Gottes willen!« rief der kritische Redakteur, der unter den Leichen eine redende sah. - Ich kam zu mir und sah, daß ich den Zahnstocher wie ein Stilet auf mich selber gesetzt.

»Allerdings vierzig Jahre!« (wiederholt' ich und ging auf den Literator los)
»ich bin der selige Liscow, der seine Stunden hatte, wo er gelehrte Männer schabernakte.« -

»Bei Gott!« - sagte der Redakteur erheitert - »sie muß in das Intelligenzblatt der Literaturzeitung - in den Verkündiger - in den literarischen Anzeiger - in einen Brief an Wieland - in Meusel - und in alles - eine so unerhörte Palingenesie.« -

»Wenigstens in die *Palingenesien*«, sagt' ich.“

11) *Avertissement meiner Rettungsanstalten auf dem Buchbinderblatte, für romantische Scheintote*

Diese Satire erzählt vom unglücklichen Tod eines Romanhelden bzw. einer Romanheldin. Fügt man nämlich dem Roman eine weitere Seite hinzu, so kann man den Helden oder die Heldin wieder auferstehen lassen. Auch dies ist eine Art Palingenesie. Die Satire verspottet nicht nur die Lesart der Einfühlung, sondern erklärt auch den für Verfasser und Leser wichtigen Teil einer Geschichte zu reiner Fiktion (S. 899): „Ich ringe nämlich - wenn ich ans Ende des Buchs gelange, wo der Autor seinen scharfen Ameisenpflug über seine kleinen Weltgloben und deren Völkerschaften zieht und wie ein halber Unsinniger alles niederfährt und abschneidet - nie untätig darüber die Hände oder laufe lamentierend auf und ab, sondern ich ziehe ganz gesetzt meine Handpresse hervor und drucke damit in fortlaufender Seitenzahl das weiße Buchbinderblatt mit nichts Geringerem als mit einem kurzen Supplement-Adviso voll, daß mehrere Scheintote der vorhergehenden Seiten zur allgemeinen Freude wieder zum Leben und auf die Beine gebracht worden.“

12) *Personallen vom Bedienten- und Maschinenmann*

Diese Satire ist von aktueller Bedeutung. Sie erzählt von einem Mann, der sämtliche Tätigkeiten mit Hilfe von Maschinen verrichtet. Daher braucht er nicht mehr selbst zu verdauen, selbst etwas zu schreiben, selbst zu beten oder selbst Musik zu machen. Der Verfasser flüchtet auf den Saturn und beschreibt alles aus der Ferne. Die Welt des Maschinenmanns ist weit entfernt von der Welt der von Herz zu Herz gehenden Gefühle. „Nun gingen wir zur Tafel, nämlich zur Maschinentafel. Für den Maschinenmann stieg ein kleiner stummer Knecht herauf, der aussah wie eine große Hanfmühle. »Ich käue nie«, sagte der Mann, »und schneide mit den Zähnen niemals etwas Härteres entzwei als die Dentalbuchstaben. Aber meine Käumaschine tut alles.« - Da die Käumaschine aus mehrerem Nußknackern bestand und ihre Weisheits-, Hunds- und Schneidezähne hatte und unten durch Kommunikation zugleich mit dem Bratenwender umlief: so wurde jede Faser seines Gebratenen wie von einem Lumpenhacker fein darin zerstoßen, und nach

sechzig Umläufen kam ein fertiger Löffel heraus und reichte dem Manne zu essen. »Sie sehen,« sagte der Maschinenkönig, »ich brauche bloß dabeizusitzen und den nötigen Speichel dareinzutun und dann zu schlucken. Ich hab' es noch nicht erlebt, daß solche Prosektoren nur einen Bissen ganz und zu groß gelassen hätten, welches für einen hysterischen Magen ein verdammtes Camnephez wäre.« (S. 905).

„Ganz natürlich fragen mich dann die Saturnianer auf ihren Ringen: »Welches war denn das Lebens-Jahrhundert deines Maschinenkönigs?« »Das achtzehnte!« sag' ich. »Aber wie schreibt er sich denn eigentlich?« fragen sie weiter. »Ebenso« - (sag' ich) - »nämlich das achtzehnte Jahrhundert.« »Und das ist der Grund, Saturnianer,« fahr' ich fort, »warum ich drunten nie dem Leser den Maschinenkönig schildern wollen: denn das merkt ihr doch beim Henker alle, daß er der - König selber ist.« (S. 907).

13) *An den Redakteur und Schulrat Stiefel in K*

In den *Palingenesien* wird oft das Thema Rezension erwähnt. Der Verfasser ist gegen Rezensionen empfindlich. Was in dieser Satire behauptet wird, ist zwar Unsinn. Aber die Bitterkeit des Verfassers verteidigt selbstsicher die Welt der sentimentalischen Geschichte (S. 912f.): „Mein Wunsch ist nur der, daß Bücher wenigstens so früh gelobt werden wie der Teufel, so daß sie nicht mit der selbstrezensierenden Vorrede, sondern mit der Rezension selber anfangen, wiewohl es immer besser wäre, wenn die Literatur- und jede andere Zeitung von 1798 nichts rezensierte als Werke von 99, und wenn alle Autoren sich untereinander verschwören, nichts herauszugeben, als was vorher mit Beifall öffentlich angezeigt und aufgenommen worden wäre.“

Es gäbe noch weitere Satiren zu besprechen, aber ich möchte hier meine Überlegungen beenden. Zum Schluss möchte ich noch einmal meine zentrale These betonen. Sowohl die Satire als auch die sentimentale Geschichte sind unentbehrlich. Durch deren Kombination entsteht die Welt des Humors.